

laufen lassen. 4. Die lebensweltliche Verankerung der christlichen Religion gründet nicht mehr in einem konfessionellen Milieu. Der einzelne bestimmt zwar seine Teilnahme an religiöser Praxis in Häufigkeit und Form, aber auch dieses Verhalten wird durch jene Beziehungsnetze (Familie, Nachbarschaft) mitbestimmt, die die Entscheidung des einzelnen bestätigen und mittragen. Die „christlichen Grundgestimmtheiten“ der Umwelt sind also nicht geringzuschätzen. Hier lautet die Frage: Was bedeutet diese Erkenntnis für eine religiöse Sozialisation, für die Bewertung der christlichen Familie und der kirchlichen Gruppe?

Die ausgewogen formulierte Darstellung – religionssoziologisch rückgebunden an die Thesen von Niklas Luhmann – hebt zudem einiges deutlich heraus: die Unterschiede in der religiösen Praxis zwischen Ost- und Westdeutschland ebenso wie die offensichtlichen Differenzen in der Kirchlichkeit zwischen Katholiken und Protestanten. Sie stellt am Ende die schwierige Frage, wie Kirche als gesellschaftliche Institution zur Reproduktion von Kirchlichkeit beitragen könne. Ein nicht nur informatives, sondern ebenso anregendes Buch. R. Bleistein SJ

*Religion: Grundlage oder Hindernis des Friedens?* Hg. v. Walter KERBER. München: Kindt 1995. 289 S. (Fragen einer neuen Weltkultur. 12.) Kart. 36,-.

„Religion: Grundlage oder Hindernis des Friedens?“ So lautet mit provokativem Unterton der Titel der neuesten Veröffentlichung aus der Reihe „Fragen einer neuen Weltkultur“ – wie immer Vorträge und Diskussionen einer gleichnamigen Tagung wiedergebend –, die Walter Kerber für die Rottendorf-Stiftung herausgegeben hat. Angesprochen ist hiermit ein Dilemma, für das geschichtliche Beispiele in Vergangenheit und Gegenwart traurig zahlreich sind, und das für die christliche Religion vielleicht – wenn auch schlagwortartig-ungenau – mit zwei Bibelworten aufgezeigt werden kann: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch“ (Joh 14,27). Und: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt 10,34).

Dieses brisante Thema wird in der vorliegenden Publikation von vier Seiten angeleuchtet:

Der Religionswissenschaftler Carl-Albert Keller will in der Unbedingtheit und Ausschließlichkeit religiösen Erlebens den Kern religiöser Intoleranz aufweisen, zugleich aber in der gemeinsamen Erfahrung der alles Endliche weit übersteigenden Wirklichkeit des Absoluten den möglichen Keim religiöser Toleranz herausarbeiten. Der Soziologe Clemens Jürgenmeyer zeigt am konkreten Beispiel des indischen Ortes Ayodhya, wie politische, also außerreligiöse Entwicklungen bewirken, daß ein zwar nicht spannungsfreies, aber friedliches Zusammenleben von Hindus und Muslimen in Gewalt eskaliert. Der Politologe Thomas Meyer betrachtet die Problematik von Fundamentalismus und Universalismus als politische Kategorien und dies vor dem Hintergrund und dem Maßstab einer idealen rationalen Politik. Der Fundamentaltheologe Hans Waldenfels entwickelt zum Schluß die Thematik von Toleranz und Intoleranz anhand des Heilsbegriffs für ein konkretes Glaubensverständnis, nämlich das christlich-katholische.

Was die Lektüre des Buchs so lohnend macht, sind nicht nur die interessanten und zu weiterem Nachdenken anregenden Abhandlungen, sondern auch die sich anschließende Diskussion. Sie bietet vielfältige Ansatzpunkte zum Weiterdenken. Besonders wichtig scheint aber die in verschiedenen Diskussionsbeiträgen angemahnte Differenzierung der zu Kernbegriffen avancierten Vokabeln Toleranz/Intoleranz. Denn hier ist zu unterscheiden zwischen der Toleranz gegenüber Menschen, die eine andere religiöse Überzeugung hegen, und der Toleranz gegenüber diesen Überzeugungen selbst, wobei sich weiter die Frage stellt, ob letzteres Toleranz zu nennen sei oder nicht eher Gleichgültigkeit. Damit deutet sich an, daß das Friedenspotential der Religionen in ihrer ethischen Dimension zu suchen wäre, nicht aber in einer Veränderung des Gottesbezugs und der auch geistigen – in Theorie und Diskussion zu üben – Treue dazu. Oder, um es konkreter noch einmal für die christliche Tradition zu formulieren: Der Christ ist nicht angehalten, den Glauben eines Nichtchristen als (möglicherweise) gleich wahr zu verstehen. Aber es gilt sehr wohl: „Ein Diener des Herrn aber soll nicht Streit lieben, sondern freundlich gegen alle sein, lehrtüchtig und Böses mit Geduld ertra-

gen. Er soll die Gegner in Sanftmut zurechtweisen, vielleicht daß Gott ihnen zur Sinnesänderung verhilft" (2 Tim 2, 24f.). A. Dünnebier

ZÖLLER, Michael: *Washington und Rom. Der Katholizismus in der amerikanischen Kultur*. Berlin: Duncker & Humblot 1995. 281 S. (Soziale Orientierung. 9.) Kart.

Wer nach den (Über-)Lebensbedingungen der katholischen Glaubenstradition in der Moderne fragt, dessen Interesse wird automatisch auch dem amerikanischen Katholizismus gelten. Wie ist es möglich, daß sich im Kontext der vielleicht individualisier testen und kommerzialisiertesten Kultur, im Kontext einer hochmobilen, multikulturellen und „traditionslosen“ Gesellschaft ein solider und sogar ständig wachsender katholischer Bevölkerungsanteil konstituiert hat? Die katholische Kirche der USA zählt heute knapp 60 Millionen Gläubige in 162 Bistümern und 36 Kirchenprovinzen, hat nur mäßige Probleme mit ihrem (Diözesan-)Priesternachwuchs und verfügt über ein hocheffizientes Schul- und Hochschulsystem.

Der Bayreuther Soziologe und Leiter der dortigen Amerikaforschungsstelle, M. Zöller, sucht in seiner historisch angelegten Studie nach Antworten, und er tut dies in einer höchst kurzweiligen und zugleich informativen Weise. Zöller erzählt zunächst Geschichte – in Geschichten: von spanischen Franziskanermönchen, die in nicht unbeträchtlicher Zahl ihren Missionseifer mit dem Leben bezahlen; von ersten katholischen Siedlern in Pennsylvania und Maryland, die Bischof und Kurie bitten, doch von offiziellen Gesandtschaften Abstand zu nehmen, um das prekäre Zusammenleben mit der intoleranten protestantischen Mehrheit nicht zu gefährden; vom ersten US-Bischof John Carroll, dessen Cousin als einziger Katholik die amerikanische Verfassung unterschrieben hat und der nach der Auflösung des Jesuitenordens nach Amerika zurückgekehrt war. Nach der endgültigen Überwindung des amerikanischen „Kulturkampfes“ werden im 19. Jahrhundert bald interne Auseinandersetzungen virulent, die eng mit der Identitätsbildung Amerikas verbunden sind: Wie stark sollen die nationalen Gebräuche der Einwanderer berücksichtigt werden? Ähnlichkeiten mit der deut-

schen Entwicklung zeigen sich im späten 19. und 20. Jahrhundert: Aus einer kulturellen Inferioritätsposition heraus positionierte sich der Katholizismus mehr und mehr „in der Mitte der Gesellschaft“, bis hin zum katholischen Präsidenten John F. Kennedy. Auch in Amerika zeigte man sich dazu – etwa in Kriegszeiten, aber auch während des demokratischen „new-deal“ – als ausgesprochen staatstragend und gouvernemental: Patriarchen wie die Kardinäle George W. Mundelein (Chicago) und Francis Spellman (New York) verkehrten mehr oder weniger eng mit ihren zeitgenössischen Präsidenten.

Zöllers sorgfältig recherchierte Studie bietet in einer streckenweise geradezu spannenden Lektüre eine Vielzahl interessanter Informationen. Ausführliche Beachtung findet etwa das Bildungssystem, dessen 231 Colleges und Universitäten als „Kulturträger“ zugleich eine handfeste pastorale und Apostolatsfunktion zukommt. Kritisch anzumerken bleibt eine gewisse „Hierarchielastigkeit“ der Darstellungen, was womöglich mit der Verfügbarkeit des Quellenmaterials zusammenhängt. Kulturelle Unterschiede (und Wandlungen) des Glaubensvollzugs in den verschiedenen Regionen des Riesenlandes werden dabei nur am Rand beleuchtet. Diskussionswürdig erscheint auch, ob die Kirche – wie der Autor dies in seiner (nicht unberechtigten) Kritik am US-Hirtenbrief zu Wirtschaftsfragen zu insinuieren scheint (201 ff.) – auf gesellschaftspolitische Impulse und entsprechende Veranstaltungen gleich ganz verzichten sollte, weil die Mehrheit in den Gemeinden dies laut Umfrage sowieso für weniger wichtig hält und weil die Durchführung nur in den Händen kirchlicher Funktionäre (der Zöllerschen „Kirchenmäuse“) liege. Wünschenswert wären schließlich noch Informationen über die Finanzierungspraxis der amerikanischen Kirche und deren Rückwirkungen auf Identifikation und Engagement in den Gemeinden gewesen.

Dennoch: Zöllers Buch wird zur hochinstruktiven Lektüre, weil sie die einleitende Fragestellung in interessanter und hoffnungsvoller Weise beantwortet. Die amerikanische Erfahrung zeige, daß „die gesellschaftliche und religiöse Individualisierung die Ausbildung universaler Orientierungen eher fördert als hindert ... Gleichzeitig war die konkrete Lebensführung außerhalb des